

# Von Haus zu Haus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **108 (1982)**

Heft 6

PDF erstellt am: **26.09.2024**

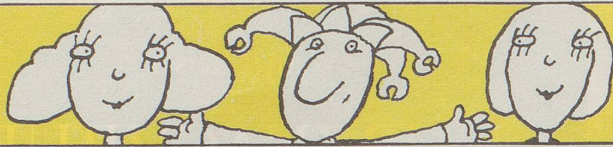
## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.





Ilse Frank

## Nützliche Idioten

Was ist Frieden? Das Gegenteil von Krieg – natürlich! Frieden ist Waffenruhe.

Warum überhaupt dieses rhetorische Geplänkel, das im Falle der sprachlichen Friedensforschung zum Paradoxon wird? Weshalb das Ratespiel mit dem Feuer? Die Karussellfahrt rings um den Weltenbrand? Wer sitzt auf den Reitschulpferden?

Die Herren Militärs fragen. Ich antworte. Frage auch. Spontan, wie es meine Art ist. Ohne Spitzfindigkeiten zu ahnen. Aus meinem Mund dringt, was seit Dezennien im Bewusstsein gespeichert liegt, woran zu rütteln ich nie einen Grund erkannt habe.

Wie dumm von mir! Ausgerechnet ich, die ich täglich mit der Anwendung redigierter Sprache zu tun habe, glaube an die Klarheit von Wörtern. Und vertrete doch die Ansicht, dass zur Umsetzung eindeutiger Begriffe oft zwei oder mehr Auslegungen dienen dürfen. Mit anderen Worten: dass verschiedene Meinungen richtig zu sein vermögen. Dass mehrere Wege beschritten werden müssen, um an ein vielen gemeinsames Ziel zu gelangen.

Ich bin naiv. Dies lassen mich

logische Denker mit beinahe beruhigender Regelmässigkeit wissen.

Wie recht sie haben! Sonst wäre der Anfang dieses Artikels nie auf meine Schreibmaschinentasten geraten. Sonst würde ich mich treulich an die aufklärende Lektüre halten, die mir zwölf Thesen der Schweizerischen Offiziersgesellschaft zur Friedensdiskussion nähergebracht hat.

In dem Dutzend prägnanter Zeitungsabschnitte fand ich einige Perlen. Ich reiche sie gerne weiter, um zu beweisen, dass sie in meiner Stube nicht vor den Säuen gelandet sind.

«Frieden ist ein vielschichtiger Begriff: er reicht vom inneren Frieden des Menschen über den Frieden in der Gruppe bis zum Frieden unter den Staaten. Wer von Frieden spricht, soll klar sagen, welchen Frieden er meint.»

Für welchen Frieden allüberall demonstriert wird, dürfte kein Kopfzerbrechen verursachen. Denn dass der innere Frieden spätestens knapp vor einem Atomkrieg verlorengeht, scheint mir, der doktrinär Verdorbenen, zwangsläufig.

«Frieden ist heute für viele Menschen zum höchsten Wert geworden; die Bedeutung anderer Werte wie Freiheit, Unabhängigkeit und Menschenrechte wird übersehen.»

Mich interessiert, wieso es ein spezielles Kriegerrecht gäbe, wenn während bewaffneter Auseinandersetzungen die Werte Freiheit, Unabhängigkeit und Menschenrechte gleichviel bedeuteten wie in Zeiten der Koexistenz.

«Das Streben nach dem Frieden darf nicht über die Realitäten hinweg in den Bereich von Illusionen führen.»

Realitäten? Illusionen? Wer definiert diese Ausdrücke? Streifen nicht auch sie den Bereich individuellen Ermessens?

«Die Schweiz betreibt seit mehr als 130 Jahren eine erfolgreiche Friedenspolitik, zu der eine glaubhafte Landesverteidigung gehört und die unser Land von Krieg verschont hat. Nur

wenige Länder dieser Welt können dasselbe von sich sagen.»

Erstens machen nicht Länder derart stolze Feststellungen, sondern Völker. Zweitens haben noch andere Gegebenheiten als das blosse Vorhandensein einer Armee die Schweiz verschont. In bezug auf den Zweiten Weltkrieg bestätigt dies sogar der bestimmt über ideologische Zweifel erhabene Edgar Bonjour. Drittens plädiert nicht jeder, der sich gegen den modernen Rüstungswahnsinn wendet, für die Abschaffung des einheimischen Heeres.

«Die Förderung des Friedens durch Entwicklungshilfe sowie Solidarität mit den ärmsten Staaten der Welt und die Sicherung des Friedens sind nicht alternative, sondern komplementäre Zielsetzungen. (...) Es ist deshalb falsch, unsere schweizerischen Rüstungsausgaben gegen unsere schweizerische Entwicklungshilfe auszuspielen.»

Auszuspielen wäre tatsächlich falsch. Gegeneinander abwägen aber müssen wir die beiden Beiträge. Weltweit lassen die aktuellen Zahlen noch Unsummen zu wünschen übrig.

Wem sage ich das? Für wen schreibe ich diese Überlegungen nieder?

Sie kennen alle. Sie bekämpfen die meisten. Und nennen die Verfechter neuer Ideen nützliche Idioten. Toren im Dienste Moskaus.

So einfach gestaltet sich die politische Richtungssuche. – Ist das geistige Landesverteidigung, Stil 1982? Im Dienste einer uralten Demokratie?



«Persisches Muster?  
Sie meinen für persisches Rohöl?»

## Unbeweglich

Stur seien wir Deutschschweizer, sagte eine Bekannte aus dem Tessin, und ähnlich äusserten sich Welschschweizer über uns.

Die Tessinerin bemerkte: «Wenn ich im Winter einmal in die deutsche Schweiz komme und meine Sommerbekannten und Freunde anrufe, erhalte ich immer wieder die Antwort: <Tut mir leid, keine Zeit, ich habe leider schon etwas vereinbart, das ich nicht aufschieben kann.> Ihr Deutschschweizer seid wirklich nur in euren Ferien geniessbar. Wenn ihr im Sommer zu uns in den Süden kommt, geschieht dies während unserer Arbeitszeit. Doch wir Tessiner, wir nehmen uns Zeit für unsere Freunde.»

Dieselbe Kritik hörte ich von Schweizer Freunden in New York: Wenn sie zu Besuch in die Heimat kämen, seien sie überrascht von unserer Geschäftigkeit. Vor lauter Pflichtbewusstsein und Arbeitswut hätten wir zu leben verlernt. Spontaneität sei für uns im doppelten Sinn ein Fremdwort. Umdisponieren, einmal eine Arbeit liegenlassen, weil Freunde unerwartet auftauchen, das brächten wir nicht fertig. Am Montag werde gewaschen, am Dienstag geputzt, und so weiter ...

Wahrscheinlich sind die Jungen da anders. Wenn sie überhaupt arbeiten, lassen sie sich gerne stören. Die Kritik betrifft eher die Mittelalterlichen und Alten.

Ich habe mir diese Klagelieder zu Herzen genommen und gelobte Besserung. Bald kam ich in die Lage, sie zu beweisen. Eine Amerikanerin, in Salzburg studierend, sagte ihren Besuch an. Ich schrieb nicht zurück, dass mir das gewählte Wochenende nicht passe, nein, ich nahm die Besucherin einfach mit zu einer Geburtstagsparty in Bern. Das Fest fand bei einer grosszügigen Freundin statt, so dass mein Gast auch willkommen war. Trotz Platzmangels konnte die Studentin auch für die Nacht untergebracht werden. Am folgenden Tag sahen wir uns Bern, meine Heimatstadt, an, und es wurde ein ausgefülltes, schönes Wochenende.

Hedy Gerber-Schwarz

## Psychogramm

Wir gehören seit kurzem zum Kreis der von Einbrechern Heimgesuchten und beginnen uns nun, nach dem ersten Schock, mit den Persönlichkeiten oder der Person unserer Einbrecher zu beschäftigen. Was waren das für Menschen, die sich irgendein Haus oder ein bestimmtes Haus aussuchten zur Selbstbedienung? Liessen sie sich vom Gefühl leiten, oder war alles Kalkül? Waren sie spezialisiert auf etwas Bestimmtes, oder nahmen sie mit, was sich ihnen anbot? Warum hatte sich gerade unser Haus empfohlen, mit seinem verwilderten Garten und dem abbröckelnden Verputz,



und nicht eine der Villen weiter oben am Berg?

Wir stellten sie uns vor, unsere Einbrecher, wie sie von Zimmer zu Zimmer gingen, die Einrichtung abschätzend, die vielen Bücher, den Schnick und den Schnack, der sich im Laufe der Zeit angesammelt hatte, und wie sie schliesslich die Rosinen ausuchten: das von den Grosseletern geerbte Silberbesteck, die kleine, von einem Bauernmaler angefertigte Miniatur der Frau Knus, die Filmkamera, die Schreibmaschine, ein silbernes Photorähmchen. (Die Photos der Kinder liessen sie säuberlich zurück.)

Was hatte sie bewogen, nach der Durchsicht meines Schreibtisches nur den alten – allerdings unersetzlichen – Füllli als mitnahmewürdig zu befinden? Den antiken Mörser und die englische Teekanne liessen sie zurück. Beide erwiesen sich später als Kopie!

Auch an moderner Graphik waren unsere Einbrecher nicht interessiert. Sie suchten Kostbares, Verstecktes im Wäscheschrank, im Kleiderschrank und in der Küche, schoben dann die Wäsche, wenn auch nicht gerade ordentlich, so doch immerhin an ihren Platz. Sie sortierten ein

paar gute Flaschen Wein im Keller aus, nahmen ein Kilo Brot aus dem Tiefkühler und eine Salami dazu, packten alles ins Tischtuch und dieses in einen leeren Koffer – und entschwanden.

Waren sie zufrieden mit ihrer Beute? Oder hatten wir sie enttäuscht? Wir gingen wie Fremde durchs Haus, entdeckten noch einiges, das fehlte, fanden aber kaum etwas Wertvolles, das sie übersehen hatten.

Zweifelsohne waren sie Fachleute, unsere Einbrecher, Kenner und Könner, die dank ihrem Spezialwissen in der Lage wären, sich eine Existenz zu schaffen. Wir hätten gerne mit ihnen darüber diskutiert.

Vielleicht auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege ...

I. R.

## Werbepbild mit Dame

Ich bin die Frau, die immer lacht.

Frisch poliert, lackiert, coiffiert, dressiert stehe ich in der Diele und erwarte einen Mann, der mir Schokolade ins Heim zaubert: Klick, Aufnahme.

Ich bin die Frau, die den Mund verzieht und die Zähne bleckt, wohlhächelnd, und Zahnpasta Blendweiss preist: Klick, Aufnahme.

Ich bin die Frau, die den wunderweissen Wäschestapel glückstrahlend vor die Kamera streckt: Klick, Aufnahme.

Ich bin das Heimchen am Herd mit dem neuen Kochtopf, die elegante Lady im Nerz am neuen Steuer, die blutige Maid auf der neuen Matratze: Klick, Aufnahme.

Mich sieht man in jeder Zeitung, in jedem Heft. Überall halte ich hin oder her, je nach Befehl. Meine Masse haben zu stimmen, denn ich werde vermarktet. Für Millionen an Millionen, knallhart.

Individualität: keine  
Seele: nicht gefragt.

Ich bin die Frau, die immer lacht, das Produkt meiner Bosse, das farbige Klischee auf dünnem Papier. Täglich betöre ich Männer, Frauen, Kinder. Täglich fallen sie auf mich herein. Ein Idol für die Masse, eine Bombe für die Kasse.

Mein Selbst habe ich längst aus den Augen verloren, und es zu finden würde Zeit brauchen. Wenn ich es fände, verschwände ich sofort von der Zeitungsblfläche und finge an zu leben.

Wann endlich erlöst ihr mich von eurer Dummheit?

Dann dürfte ich weinen.

Regine Spring



Photo: Kurt Wyss

## Maria Aebersold zum Gedenken

Maria Aebersold ist tot. Sie, die noch im Alter von über siebzig Jahren voller Energie war, laufend Pläne schmiedete und verwirklichte, immerfort neue Ideen in Taten umsetzte – diese Frau, die von vielen als Phänomen bezeichnet wurde, ist nach einer langen, schweren Leidenszeit eingekehrt in die Ruhe.

Maria Aebersold trug ihre Krankheit, wie sie den Schwierigkeiten des Lebens begegnet war: mit dem Mut und der Tapferkeit eines tief-sinnigen, durch mannigfache, aussergewöhnliche Erfahrungen gereiften, weitsichtigen Menschen. Als sie bereits ihre Kräfte schwinden fühlte, als sie wusste, dass die Grenze ihres Daseins bald erreicht sein würde, tat Maria Aebersold das, was ihre Bekannten

für unmöglich gehalten hatten: Miggeli verfasste ein Buchmanuskript in ihrem humorvoll-feinen, engagierten Stil; denn sie hatte dem Verleger die Arbeit auf einen bestimmten Termin versprochen.

So war Maria Aebersold: verlässlich, pünktlich, stets einsatzbereit, spontan zu begeistern. Sie konnte zarte Geschichten erzählen und harte Tatsachen schildern. Sie formulierte vordergründig heiter – hintergründig kritisch. Sie schrieb auf den Zeilen über dies und das und jenes aus dem Alltag, zwischen den Zeilen aber Gedanken, die den äusseren Anlass weit hinter sich liessen.

Bei Maria Aebersold verbot sich Gleichgültigkeit. Viele schätzten und bewunderten die Schriftstellerin. Einige wollten sie nicht ernst nehmen, weil sich Miggeli nicht gespreizt ernst gab. Doch wer zu lesen verstand, wer nicht nur Wörter verschlang, der fand in Maria Aebersolds Werk etwas Seltenes, Kostbares: die Hinwendung zum Nächsten. Das Verständnis für Schwächen, das Sensorium für Nöte. Maria Aebersold war nichts Menschliches fremd. Sie begegnete ihm überall mit teilnehmender Liebe.

Durch Maria Aebersolds Heimgang wird die Schweizer Literatur ärmer, der Journalismus karger. Rat- und Halt-suchende verlieren eine treue Freundin.

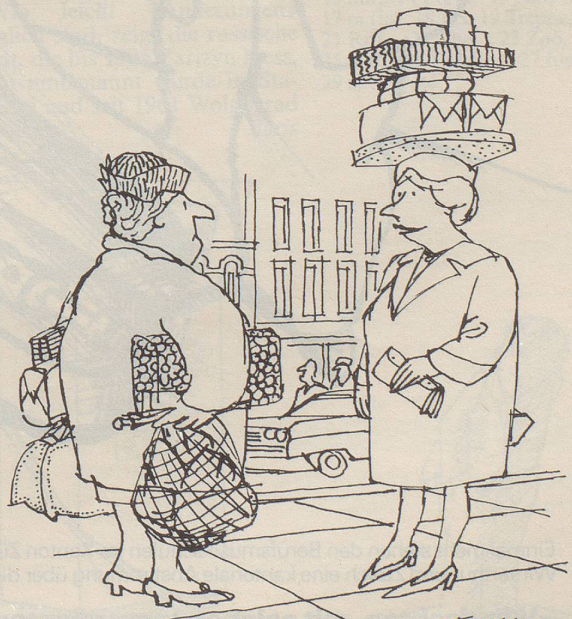
Ilse Frank



ein  
edler  
Tropfen  
ohne  
Alkohol

**Merlino**  
Traubensaft

Ein **OVO**-Produkt



Wessling

«Vielleicht ist das auch nur eine Nebenfolge Ihrer kürzlichen Mittelost-Reise!»